

Barbara Leciejewski

FÜR IMMER,

List

Roman



DEIN AUGUST

Barbara Leciejewski
FÜR IMMER, DEIN AUGUST

Barbara Leciejewski

FÜR IMMER,
DEIN AUGUST

ROMAN

List

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

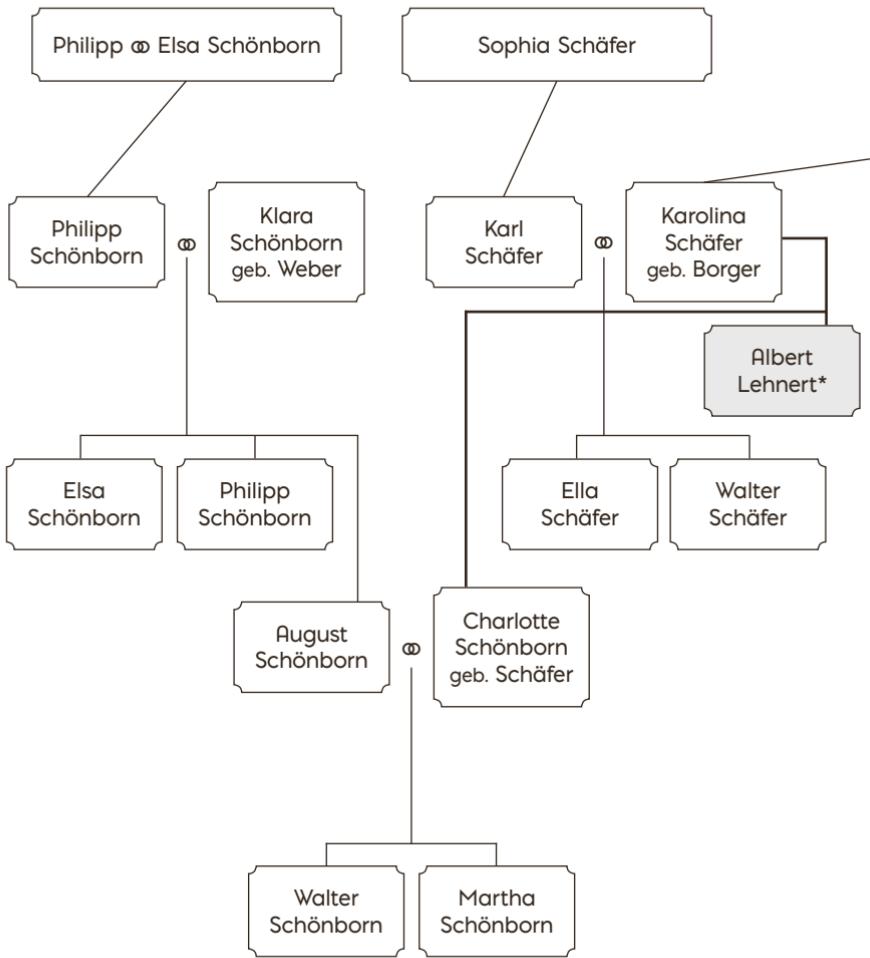
ISBN: 978-3-471-36072-9

© 2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Sabon
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für meine Großeltern



Jacob \otimes Elisabetha Borger

Heinrich
Borger

Mathilde
Borger
geb. Börtzler

Walter
Borger

Philippine
(Bine) Borger
geb. Gödel

Johannes
Borger

Ludwig
Borger

Herbert
Völker

Katharina
Völker
geb. Börtzler

*Albert
Lehnert

Berta Lehnert
geb. Theobald

Luise
Lehnert

Willi
Lehnert

Mina Lehnert
geb. Niebergall

Ernst
Lehnert

Prolog

Mühlbach in der Pfalz im März 1945

Der Krieg war vorbei.

Zurück blieb eine erschütterte Welt, erschütterte Menschen. Schutt und Asche. Trümmer. Tod.

Der Feind war eingetroffen. Die Amerikaner. In der Pfalz. In Theisbergstegen waren sie schon, hatte man gehört. Rutsweiler kam als Nächstes. Überall hatten sie ein paar Häuser besetzt, die Einwohner daraus vertrieben, aber besser vertrieben als erschossen, und die Nachbarn halfen und nahmen die Vertriebenen bei sich auf.

Jetzt kamen sie nach Mühlbach, die Amerikaner. Panzer zwängten sich durch die enge Straße entlang des Glans, ein endloser Tross von Fahrzeugen, unzählige Soldaten, schwer bewaffnet, die Gewehre im Anschlag. Man konnte schließlich nie wissen, ob nicht noch irgendwo hinter einer Mauer ein Nazi mit störrischem Siegeswillen und fanatischer Opferbereitschaft lauerte. Misstrauisch blickten sie sich um, strömten aus, wanderten umher in dem kleinen, scheinbar verwaisten Dorf, auf alles gefasst, zum Schuss bereit.

»Who is the mayor of this place?«, rief einer von ihnen lautstark zwischen die kleinen Häuser, die ebenso mitgenommen wirkten wie ihre Bewohner und sich wie diese vor den fremden Soldaten wegzuducken schienen. »Who ist the mayor?«, dröhnte es erneut in die Stille. Die Mühlbacher in ihren Verstecken verstanden die Worte des Mannes nicht. Er konnte rufen, so lange und so laut er wollte, alles, was sie hörten, war unverständliches Gebrüll in einer fremden Sprache. Dazu das erhobene Gewehr. Das war Bedrohung genug. Man verkroch sich, blieb stumm und still. Würde man zurückrufen: »Mer verstehn Sie net!«, oder: »Mer mache nix!«, dann würde er sie wahrscheinlich genauso wenig verstehen und schießen.

»Do you understand?«, rief der Mann. Ein anderer weiter vorn rief dasselbe.

»Can anybody understand what we say?« und »Does anybody speak English?« riefen sie durcheinander.

»I do«, antwortete mit einem Mal jemand. Ein Mann, seine Stimme kam aus einem Haus weiter oben am Hang. Die meisten Straßen und Häuser des Dorfes krochen den Potzberg hinauf, der Rest reihte sich unten an der Hauptstraße entlang, nur durch einen Streifen Wiese getrennt von dem kleinen Fluss, der dem Dorf seinen vollständigen Namen gab: Mühlbach am Glan.

Die Amerikaner richteten ihre Aufmerksamkeit auf das Haus, aus dem die Stimme gekommen war und dessen Eingangstür jetzt einen Spalt offen stand, augenscheinlich damit der Mann hinausrufen konnte.

»Alright. Come here!«, dröhnte es zu ihm hinauf. Ein gebrülltes Kommando. Alles andere als beruhigend oder vertrauenerweckend. Nichts rührte sich dort oben in dem Haus.

»Please, Sir!«, rief der erste Mann, der anscheinend ein Einsehen hatte. Er senkte sein Gewehr ein wenig.

Ein Huhn gackerte unerschrocken. Eins der letzten Hühner in Mühlbach. Viele waren es nicht mehr.

Die Tür des Hauses öffnete sich langsam, eine Hand erschien. Zunächst nur die eine, um die Tür weiter aufzustoßen, dann beide, hoch in die Luft gereckt, ohne Waffe. Ein großer, schlanker Mann in vorgerückten Jahren trat in den offenen Eingang des Hauses. Gut gekleidet, Hose, Hemd, Weste, alles mehrfach geflickt, wie man sehen konnte, wenn man die Kleidung aus der Nähe betrachtete, und doch zu elegant für den Krieg. Trotzig und voller Würde. Der Mann trat vor die Tür, Schritt für Schritt ging er langsam die Straße hinunter. Hinter ihm, im Eingang, erschien eine Frau, schutzlos. Sie hob nicht die Arme, doch das musste sie nicht, kein Mensch auf der Welt hätte ihr zugetraut, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Sie stand da, schmal, mutig, unbewaffnet und mit dem Herzen bei ihrem Mann, der mit erhobenen Armen auf die Amerikaner zuging. Auf den Feind.

»So, you speak English?«, vergewisserte sich der amerikanische Soldat noch einmal, als der Mann schließlich vor ihm stand.

»Yes!«

»You may lower your hands, Sir.«

Der Mann ließ die Arme sinken

»Are you the only one around who speaks English?«

»Yes, I think I am.«

»We wanna talk to the mayor.«

Der Mann nickte.

»So, I think you will have to translate. Can you do that?«

»Yes.«

»And can we trust you?«

»Yes. You can.«

Der Soldat betrachtete den Mann aufmerksam und lächelte.

»Well, I guess we must«, sagte er, klopfte seinem Gegenüber versöhnlich auf die Schulter und meinte: »Don't worry! The war is over. Be glad!«

»I am«, sagte der Mann. Er atmete tief ein und erleichtert wieder aus, und für den Bruchteil einer Sekunde erwiderte er sogar das Lächeln des Soldaten. »Finally«, flüsterte er. Dann warf er einen Blick hinauf zum Haus, wo seine Frau noch immer in der offenen Tür stand. Sie hob den Arm und winkte ihm zu.

»Your wife?«, fragte der Soldat.

»Yes, my wife.«

»What's your name, Sir?«

»Schönborn. August Schönborn.«

Isle of Man im Winter 1914

Fritz Koch hustete. Es war der Beginn eines längeren Anfalls, wie so oft in den letzten Tagen. Wenn es erst einmal bei ihm losging mit dem Husten, hörte es so schnell nicht wieder auf.

Dann kniete sich August neben ihn und stopfte ihm alles, was er im Zelt fand, unter den Rücken, damit er aufrechter sitzen konnte, weil er sich so leichter tat, und manchmal klang der Husten dann auch ab.

Fritz Koch hatte sich um August gekümmert, als die Musikanten im Sommer in Gefangenschaft geraten waren. »Halt dich an mich, Junge«, hatte der Kapellmeister zu ihm gesagt. »Ich passe auf dich auf.« Und das hatte er getan. Man hatte sie über die Irische See zur Isle of Man gebracht. Auf dem Schiff hatte ein großes Durcheinander geherrscht, ein noch größeres bei der Ankunft auf der Insel. Die Mitglieder der Kapelle hatten sich im Gedränge zumeist aus den Augen verloren, nur Fritz Koch hatte August immer am Arm oder am Ärmel oder an irgendeinem anderen Teil seiner Kleidung festgehalten.

Nach Cunninghams Camp hatte man sie gebracht, ehemals ein Ferienlager für junge Männer, wie es hieß, nun umfunktioniert zu einem Gefangenlanger für die Feinde Englands. Deutsche, Österreicher, Ungarn – lauter Zivilisten. Männer, die man in England festgenommen und interniert hatte, damit sie nicht als Soldaten für ihre Heimatländer in den Krieg ziehen konnten.

Die Gefangenen hausten in Zelten, die auf groteske Weise an die frühere Bestimmung des Camps erinnerten. Eng war es darin und feucht und kalt trotz der Decken, die man ihnen gegeben hatte. Dicht drängten sich die Zelte aneinander, so weit das Auge reichte. Ein Meer von Zelten, eine Unmenge Gefangener.

August Schönborn, der Musikant aus der Westpfalz, war einer von ihnen, der Jüngste von allen.

You better stay here, you are here in safety.

An diesen Worten hielt er sich fest, wenn er an seiner Verzweiflung zu ersticken drohte. Sie hatten sich in sein Gedächtnis gebrannt, obwohl er die Sprache gar nicht beherrschte, die Worte eines englischen Offiziers, die ihn hatten trösten sollen, als seine beiden wenig jüngeren Kameraden bei Kriegsausbruch nach Hause durften und er nicht, weil er ein paar Tage zu alt war. Ein paar Tage nur entschieden über seine Freiheit. Doch wenn es stimmte, was man ab und zu über den Krieg drüben auf dem Kontinent hörte, dann hatten diese Tage über sein Leben entschieden. August war jetzt siebzehn Jahre alt, er wäre eingezogen worden. Vielleicht wäre er schon schwer verwundet, hätte einen Arm oder ein Bein oder das Augenlicht verloren. Vielleicht wäre er schon tot.

You better stay here ...

Doch auch im Lager konnte man sterben. Auf andere Weise zwar, aber sterben war sterben. Unterkühlung, Hunger, Krankheit, Dreck, Trostlosigkeit, Langeweile. Heimweh ...

Die Wachleute verhielten sich zum größten Teil anständig, besonders gegenüber August, wohl weil er so jung war, aber sie konnten das Essen nicht besser machen und auch die erbärmlichen Zustände im Lager nicht ändern. Den Gang zu den schauerlichen Latrinen vermeidet man so lange wie nur irgend möglich.

Ein Vierteljahr nachdem man sie in das Lager gebracht hatte, am 19. November, als es kälter und immer kälter wurde und das Essen zu wenig und zu schlecht war, als das untätige Dahinvegetieren und die Hoffnungslosigkeit die Männer schier zerriss, da ergriffen einige von ihnen bei der Essensausgabe ihr Besteck und gingen damit auf das Wachpersonal los. Immer mehr Gefangene schlossen sich an, wurden zu einer rasenden Meute. Die Wachleute schossen in ihrer Not wahllos in die anstürmende Menge. Sechs Männer starben an diesem Tag. Der Schock über die Revolte und ihren Ausgang saß tief bei den Gefangenen, aber auch bei den Wachleuten, man sah

es ihnen an. Sie wurden vorsichtiger, kühler, hielten ihre Gewehre fester in Habtachtstellung, und die Gefangenen lernten: Auch so konnte man im Ernstfall im Lager sterben: erschossen werden.

Und doch schienen die Engländer einzusehen, dass der Angriff aus tiefer Verzweiflung heraus entstanden war, und letztlich hatte er etwas bewirkt.

»Sie bauen jetzt ein richtiges Lager«, hieß es kurz darauf. So sah die Hoffnung aus in jenen Tagen: ein richtiges Lager.

Sobald es ihnen erlaubt war, schrieb August seiner Familie einen Brief, in dem er ihnen versicherte, dass es ihm gut ging. Er war in Gefangenschaft, ja, aber er war in Sicherheit. Man behandelte sie gut. Normalerweise und im Rahmen der Möglichkeiten.

Macht euch keine Sorgen um mich. Ich denke immer an euch und hoffe, dass der Krieg bald aufhört, schrieb er und achtete darauf, dass seine Tränen nicht auf das Papier fielen.

Am Tag danach und nach einer weiteren Nacht, in der er heimlich unter seiner Decke geweint hatte, schrieb er einen zweiten Brief, diesmal an seine beste Freundin Charlotte Schäfer in Bremen. Auch sie sollte beruhigt sein und erfahren, dass es ihm gut ging, doch als er die Worte zu Papier bringen wollte, zum wiederholten Male »Es geht mir gut« schreiben, da krampfte sich alles in ihm zusammen. Es ging ihm nicht gut. Keinem in diesem Camp ging es gut. Nicht annähernd.

August starnte auf das Blatt Papier und erinnerte sich daran, wie er und Charlotte als Kinder, die Füße im Glan, Zuckerstangen lutschend, zum ersten Mal ein Geheimnis teilten. Und auch später hatten sie alles geteilt, einander alles erzählt, das Wichtige und das Unwichtige, Gutes und Schlechtes. Er senkte die Feder aufs Papier und schrieb: *Es geht mir gut so weit, man ist anständig zu uns, aber ich vermisste meine Familie so sehr, dass mir alles wehtut, Lotte. Sag es keinem, bitte.*

Es musste aus ihm raus, weil er spürte, dass ihn das Heimweh sonst umbringen würde. Lotte würde ihn verstehen. *Man weiß erst, was man hatte, wenn man es nicht mehr hat*, schrieb er. *Früher*

wollte ich nur aus Mühlbach weg, jetzt will ich nichts anderes mehr als dorthin zurück.

August wusste nicht, ob seine Briefe ankamen. Vielleicht gingen sie verloren, vielleicht verließen sie England nie. Gar nichts wusste er. Würde er sie alle je wiedersehen? Seine Eltern, seine Geschwister. Seine Großmutter war schon so alt. Und war die Pfalz nicht viel zu nah an der Front? Überhaupt: die Front! Was war das eigentlich, die Front, von der alle immer sprachen? Dort wurde der Krieg ausgetragen, ja, das wusste er, aber was genau passierte dort? Was passierte in Mühlbach, in Bremen? Und wer musste alles dorthin, zur Front? Sein Vater sicher nicht. Oder doch?

Wenn Fritz Koch hustete, riss der Gedankenfaden in Augusts Kopf ab, und er hatte etwas zu tun. Sachen in Fritz Kochs Rücken stopfen. Hoffen, dass der Anfall bald vorüberging. Danach nahm der Kapellmeister August an der Hand, sagte ihm, dass er ein guter Junge sei, und bat ihn, ihm etwas auf der Geige vorzuspielen. Manchmal hörten die Wachleute zu und waren gerührt. Dann gab es, wenn sie Glück hatten, eine Extrascheibe Brot oder einen Becher lauwarmen Tee. Und dann zwinkerte Fritz Koch August zu, so als hätte das von Anfang an zu seinem Plan gehört.

Zwei andere Männer aus der Kapelle waren noch bei ihnen im Zelt. Hannes Weber und Wilfried Stumm. Ein Klarinettist und ein Trompeter. Die beiden saßen tagsüber häufig zusammen auf ihren Pritschen und tuschelten leise. August hatte mitbekommen, dass sie gemeinsam darüber nachdachten, wie sie fliehen konnten. Es war ihre Art, mit der Gefangenschaft umzugehen und nicht daran zu verzweifeln. Sie bezogen weder August noch Fritz Koch in ihre Pläne ein, wahrscheinlich, dachte August, hielten sie ihn für zu jung und Fritz für zu krank. Nur am Abend, wenn es dunkel wurde und die Verzweiflung und die Kälte sie zu zermürben drohten, da unterhielten sie sich alle miteinander, erzählten einander Geschichten, sangen Lieder, dachten an schöne Dinge, und manchmal lachten sie sogar. Das Lachen war ihre mächtigste Waffe, jedenfalls gegen die Verzweiflung. Gegen die Kälte war kein Kraut

gewachsen, deswegen war Fritz Koch schließlich krank geworden.

Er hustete noch bis kurz vor Weihnachten, dann starb er, und ein anderer nahm seinen Platz im Zelt ein. An diesem Tag wäre August vermutlich endgültig zerbrochen, hätte man nicht kurz darauf seinen Namen bei der Postverteilung ausgerufen. Gleich zwei Briefe überreichte man ihm. Später machte August sich Gedanken über diesen seltsamen Zufall: ausgerechnet am Tag nach dem Tod des Kapellmeisters, ausgerechnet in dem Moment, in dem er es am dringendsten gebraucht hatte. Ein Brief aus Mühlbach und einer aus Bremen.

August kehrte zurück in sein Zelt, in dem Hannes und Wilfried wieder ihre Ausbruchspläne schmiedeten und der Neue auf Fritz' ehemaliger Pritsche lag, den Kopf auf den untergeschlagenen Armen, in die Luft starrend. Neben diesen dreien und August schliefen noch zwei weitere Männer im Zelt, Josef Sichl und Herbert Prader, beide waren jung und kräftig und halfen tagsüber dabei, ein neues Lager aufzubauen. »Ein richtiges, mit Baracken statt Zelten«, erzählte der eine mit österreichischem Zungenschlag, das i gedehnt und akzentuiert und statt des e ein ö. Wären sie an einem anderen Ort zu einer anderen Zeit zusammengekommen, hätte sich August darüber amüsiert, obwohl er mit seinem eigenen Dialekt nicht weniger Anlass dazu gab. »Wahrscheinlich werden wir dorthin umziehen, und da wird's uns dann besser gehen«, meinte der andere Österreicher. »Viel besser.« Schlechter war auch kaum möglich.

August beneidete die beiden. Sie hatten eine Arbeit zu erledigen, sie sahen, wie es voranging, und wenn sie abends ins Zelt zurückkehrten, dann waren sie so müde, dass ihnen nicht einmal die Kälte den Schlaf raubte.

»Das wäre das Letzte, was ich tun würde, den Engländern auch noch helfen beim Lagerbauen«, spuckte Hannes Weber aus. Wilfried nickte halbherzig. Der Neue auf der Pritsche beachtete keinen von beiden. Meist lag er nur teilnahmslos herum. Er aß und wusch sich, und er ging zur Latrine, wenn es unbedingt sein musste, und

dann lag er wieder da. Dass er Franz Hiltensperger hieß, war alles, was sie von ihm erfahren hatten.

August vermisste Fritz Koch. Die beiden Briefe in seiner Hand waren das Einzige, woran er sich nun festhalten konnte. Er legte sich auf seine Pritsche und betrachtete die Umschläge ehrfürchtig. Sie waren schon einmal geöffnet worden, das konnte man erkennen, aber man hatte nichts entfernt, nichts verändert oder durchgestrichen. Vielleicht auch deshalb, weil die Engländer kein Deutsch verstanden, überlegte August.

Lottes Schrift auf dem einen Brief erkannte er sofort. Ihm war, als spürte er ihre leichte Hand, als sähe er sie in ihrem Zimmer am Tisch mit Papier, Tinte und Feder, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, eine lose kupferblonde Haarsträhne hinterm Ohr. August hob Lottes Brief an seine Nase und schnupperte. Das Papier duftete nach Bremen, nach Freiheit, nach Lotte. Und wenn es zehnmal ein Engländer in seiner Hand gehalten, den Brief geöffnet, alles angefasst hatte, es änderte nichts daran: So duftete das Glück.

Eines Tages, das nahm er sich vor, wenn dieser Albtraum vorbei war, dann würde er Lotte besuchen, dann würde er mit ihr unterm Apfelbaum sitzen und das Leben genießen.

Die Schrift seiner Mutter auf dem anderen Brief wirkte auf den ersten Blick fremd. Dünn und zittrig waren die Linien und zeugten von ihrer inneren Erregung. August drehte sich auf den Bauch und begann zu lesen.

Mein lieber Junge, mein August ...

Er schluckte, hielt einen Moment lang inne und versuchte vergebens, den Kloß in seinem Hals zurückzudrängen.

Mein lieber Junge, mein August, was waren wir glücklich, als wir deinen Brief erhielten! Was haben wir uns für Sorgen gemacht, als der Krieg ausbrach und du in England. Aber dann erhielten wir Besuch von deinem Mitmusikanten Hans Eisen-

brenner. Er hat uns alles erzählt und vor allem, dass du am Leben bist. Wir waren so erleichtert! Und erst recht, als uns dein Brief erreicht hat. Das war Ende Oktober, ich weiß nicht, wie lange der Brief unterwegs war, und ich weiß auch nicht, wie lange dieser unterwegs sein wird. Ich hoffe, du wirst ihn bald erhalten. Ich hoffe auch, du bist weiterhin gesund und es geht dir gut. Was du über die Engländer geschrieben hast, macht uns Hoffnung. Uns geht es gut. Vom Krieg merken wir noch nicht viel, jedenfalls nichts von den Kämpfen, aber natürlich sind viele Männer aus Mühlbach an der Front. Und alles wird teurer, die Leute schaffen immer mehr Vorräte an und sparen, so gut sie können. Wir natürlich auch, man weiß ja nicht, was noch kommt. Ich hoffe, der Krieg ist bald vorbei, dieser Unsinn. Wir haben Post aus Bremen und wissen daher, dass es dort auch allen gut geht. Und auch Onkel Walter geht es gut. Mach dir keine Sorgen um uns, pass gut auf dich auf und schreib, sooft du kannst, auch wenn du etwas brauchst, wir versuchen, es dir zu schicken. Vielleicht ist das möglich. Bestimmt. Wir beten dafür, dass wir uns bald wiedersehen. Versprich mir nur eins, mein lieber Junge, verlier nie den Mut, niemals! Wir versprechen dir dasselbe. Wir sind in Gedanken immer bei dir.

In Liebe, deine Mama, dein Papa, Philipp und Elsa

Ein Teil der Schrift wurde von Augusts Tränen verwischt. Rasch legte er das Papier zur Seite, damit nicht noch mehr der kostbaren Worte unleserlich wurden. Es ging allen gut. Es ging ihnen gut! Und nein, er würde nicht den Mut verlieren, das versprach er innerlich. So glücklich war er in diesem Moment, und gleichzeitig war seine Sehnsucht nie größer. Erneut schloss er die Augen, drückte das Papier an sein Herz und sah sie alle vor sich: seine kleinen Geschwister, seinen ruhigen, gutmütigen Vater, seine freundliche, großherzige Mutter, seine liebevolle Großmutter.

Seine Großmutter! Wieso stand da kein Gruß von ihr am Schluss?

Seine Mutter hatte es sicher vergessen vor lauter Aufregung. Sicher kam bald ein Brief hinterher, in dem stand: Großer Gott, da habe ich doch beim letzten Mal die Oma gar nicht erwähnt! Viele Grüße von ihr.

Augusts Herz klopfte trotzdem.

Franz Hiltensperger stand ächzend von seiner Pritsche auf und verließ das Zelt.

August nahm den Brief von Lotte zur Hand. Was, wenn sich auch in ihm eine Hiobsbotschaft verbarg?

Lieber August,

wie gut, dass du in Sicherheit bist. Du bist nicht im Krieg. Ich bin so glücklich darüber.

Verzeih mir, wenn meine Worte gefühllos klingen, wo doch Gefangenschaft etwas ganz Schreckliches ist und du abgeschnitten bist von deiner Familie und deiner Heimat, aber wärst du hier, dann würde man dich auch in den Krieg schicken, ganz sicher. Meine Cousins Johannes und Ludwig sind alle beide an der Front. Onkel Heinrich und Tante Mathilde wissen nichts von ihnen, weder wo genau sie sind, noch wie es ihnen geht. Sie müssen umkommen vor Sorge.

Und hier in Bremen sind auch viele junge Männer, die wir kennen, im Krieg. Aaron und Wilhelm, von denen ich dir schon erzählt habe. Aaron ist bei der Marine und Wilhelm wohl irgendwo an der Ostfront. Ich weiß gar nicht, ob ich das alles schreiben darf, aber es sind ja keine Geheimpläne oder so etwas. Hast du gehört, dass die Tante Christoffel gestorben ist?

Wahrscheinlich nicht. Schon früh bei Kriegsausbruch war das. Einfach eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht. Sie hat mich auf die Welt geholt und dich auch und meine Eltern und deinen Vater. Sie wird mir fehlen.

Oh, August, ich glaube, ich schreibe nur dummes Zeug, ich sollte dir lieber etwas Schönes schreiben.

Hast du noch alle deine Sachen, oder hat man dir etwas weg-

genommen? Deine Geige doch hoffentlich nicht. Und Onkel Walters Buch, das er dir geschenkt hat. Aber sicher gibt es Wichtigeres, das du gerade brauchst. Schreib bitte wieder und schreib, ob wir dir etwas schicken dürfen, irgendwas. Ich schreibe dir auch wieder, sooft es geht. Wäre nur der Krieg vorbei! Warum tun Menschen so etwas Dummes? Krieg bringt nur Leid überall, und keiner kann gewinnen. Es ist doch kein Gewinn, wenn Menschen sterben.

*Ich denke an dich, August, ganz fest.
Deine Lotte*

Die Christoffel tot! Und so viele junge Männer im Krieg. Vor Augusts geistigem Auge erschienen ehemalige Schulkameraden, Nachbarn, Freunde, Bekannte, Holger und Fritz Hennemann, die beiden Borger-Söhne, sie trugen Uniformen und Waffen. Hans Eisenbrenner, von dem seine Mutter geschrieben hatte, feierte in wenigen Wochen seinen siebzehnten Geburtstag, und Siegfried Koch, der zweite junge Musikant, der England bei Kriegsausbruch hatte verlassen dürfen, war inzwischen schon siebzehn.

Auf einmal bekam der Krieg ein Gesicht, viele Gesichter, die Gesichter von Menschen, die ihm vertraut waren. Und der Rest fürchtete um deren Leben. Ein ganzes Land in Angst. Und in den anderen Ländern war es sicher nicht anders. War es nicht das, was die Menschen überall verband? Die Angst, ihren Liebsten könnte etwas geschehen.

Hiltensperger kam mit angeekelter Miene zurück und legte sich wieder hin, wortlos, die Augen starr zur Zeltdecke gerichtet.

August ging nach draußen und bat den Wachposten um einen Bogen Papier für einen Brief. »Paper?«, fragte er. Und als er ihn erhielt: »Thank you.« Das hatte er schon gelernt.

Der Engländer antwortete etwas, was er nicht verstand, doch er machte ein freundliches Gesicht. August lächelte zurück und nickte. Am nächsten Tag würde er sich einen weiteren Bogen holen, weil